

Workshop / Atelier 3

Autor(en): **Franceschini, Rita**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **7 (1997)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832996>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WORKSHOP / ATELIER 3

Rita Franceschini

Ziel der Arbeitsgruppen war es, konkrete Vorschläge für eine Verbesserung der Verständigung zwischen den Sprachgruppen zu formulieren. Der Ist-Zustand war aus den einführenden Referaten einsichtig geworden, über die Leitgedanken eines Soll-Zustandes schien grundsätzlich Übereinstimmung zu herrschen. Die Arbeitsgruppe setzte sich somit zum Ziel, in Hinblick auf einen wünschenswerten Soll-Zustand *mittelfristig konkret umsetzbare Vorschläge* zu machen und wenn möglich die Ansprechpartner für deren Durchsetzung zu benennen. Die Ergebnisse der Gruppendiskussion werden nachfolgend thematisch gegliedert aufgeführt. Doch sollen vorerst die Leitgedanken, die die Gruppe ihren Vorschlägen zugrundegelegt hat, kurz dargestellt werden.

Leitgedanken

1. Die zu ergreifenden Massnahmen sollen auf dem Selbstverständnis des mehrsprachigen Zusammenlebens gründen

Damit ist gemeint, dass es nicht darum gehen soll, die unterschiedlichen Sichtweisen in den Landesteilen hochzustilisieren. Es soll vielmehr der Einsicht zum Durchbruch verholfen werden, dass die schon vorhandene Vielfalt auch als Ausdruck moderner Pluralität selbstverständlich und überall im Alltag anzutreffen ist. Ausgehend von der eigenen Umgebung soll grundsätzlich die Sensibilität für die Wahrnehmung von Mehrsprachigkeit geweckt werden: in der Nachbarschaft, in der Arbeitskommunikation, im Freundeskreis, in der eigenen Familiengeschichte.

Ferner ist mit diesem Selbstverständnis des mehrsprachigen Zusammenlebens gemeint, dass die zu treffenden Massnahmen *nicht* die Mehrsprachigkeit ins Zentrum rücken sollen, vielmehr sollen die verschiedenen Sprachen notwendiges *Medium* sein, um gemeinsame Interessen und Aktivitäten zu verwirklichen: Beim Austausch z.B. über gemeinsame Musikinteressen wird Sprache als Problem in den Hintergrund gedrängt, dagegen rückt Sprache zum Gelingen gegenseitigen Verständnisses in den Vordergrund. Ohne mit zu vielen Erwartungen beladen zu werden, kann Sprache dabei selbstverständlich für jene Aufgaben genutzt werden, für die sie vornehmlich zu dienen hat: dem gegenseitigen Verständnis in real stattfindender Kommunikation. *Das Verständnis wird nicht durch 'das Reden darüber' herbeigeführt, sondern wohl wirksamer über gemeinsames konkretes Handeln erreicht.*

In der Gruppe war die Überzeugung stark vertreten, dass mit Zwang, Druck und Vorschriften nicht viel erreicht werden kann. Dem Wecken

von unvoreingenommener Neugier, der Eigenaktivität in der Suche nach Kontakt über Sprachgrenzen hinweg wurde Priorität eingeräumt.

2. Die zu ergreifenden Massnahmen sollen darauf gründen, die Teilnehmer durch ein gemeinsames Ziel zusammenzuführen

Der zweite Leitgedanke ist eng mit dem ersten verbunden, aber meint zudem sehr konkret, dass Massnahmen an ein (nichtsprachliches) *Thema* geknüpft sein sollen. Dieses soll, weil es grenzübergreifend auf Interesse stösst, die Personen zusammenbringen. Sei es im Bereich der Freizeitgestaltung, in der Berufs- und Weiterbildung: Eine gemeinsame Aufgabe, die gemeinsame Lösung eines Problems, die gemeinsame Gestaltung eines Auftrages, der gegenseitige Austausch von Informationen soll im Vordergrund stehen, der mehrsprachige Umgang miteinander hilft dabei der Erreichung des Zieles. Von einem solchen zielgebundenen Sprachkontakt ist auch ein guter Spracherwerb zu erwarten (wie dies Untersuchungen zum *task-oriented second language learning* nachweisen).

Der Leitgedanke will ferner zum Ausdruck bringen, dass man Personen nicht über den Appell an den guten Willen zum gegenseitigen Verständnis zusammenführen kann, dass man nicht mit Appellen an die nationale Einheit oder mit Drohungen zum Auseinanderdriften der Landesteile überzeugen kann. Kurz gefasst: *Zur Motivation sollen nicht programmatische Ziele vorgegeben werden, sondern solche, die praktisch umsetzbar sind.*

3. Die Massnahmen zur Förderung der Kontakte sollen koordiniert erfolgen

Der dritte Leitgedanke befasst sich konkret mit der Umsetzung der Vorschläge: Die schon vorhandenen und die neuen Aktivitäten im Bereich der Förderung der Kontakte sollen aufeinander abgestimmt werden.

Die Forderung nach vermehrter Koordination war in der Arbeitsgruppe nicht ganz unbestritten: Neben allen Vorteilen bspw. einer nationalen Koordination, bringt diese doch auch eine vermehrte Bürokratisierung, Insitutionalisierung, Distanz zum Interessenten, etc. mit sich, die der doch auch nötigen Spontaneität und regional flexiblen Gestaltung im Wege stehen könnte.

Themenbereiche

1. Die Medien: Ratlosigkeit

Während der ganzen Veranstaltung war deutlich geworden, dass die Medien in bezug auf das innerschweizerische Zusammenleben der Landesteile eine wichtige Rolle spielen: Sei es, weil sie das Thema zur Spra-

che bringen - und damit zu einem Problem machen (können) - , sei es, dass sie zur besseren Kommunikation Hand bieten können. Einig war man sich darüber, dass die Berichterstattung unbefriedigend ist, dass Plattheiten und Stereotype in Umlauf gebracht werden, die weder einer doch weit differenzierteren Realität gerecht werden, noch dem Verständnis zuträglich sind.

Eine Abhilfe davon wurde in der besseren Ausbildung der Medienschaffenden gesehen, welche doch scheinbar nicht besonders fundiert über das andere Sprachgebiet informiert sind. So hatte man aus den Expertenreferaten erfahren, dass Medienleute höchst selten in einem anderen Sprachgebiet einen Aufenthalt absolvieren. Dass das Problem weit über das Thema des Verständnisses über die Sprachgebiete geht, sondern generell mit der weitgehend fehlenden Professionalisierung der Journalismusausbildung zusammenhängt, macht es schwierig, konkrete Vorschläge zu formulieren. Besonders verheerend wirkt sich diese Lücke in bezug auf Themen aus, die mehr Reflexion verlangen: Um festgefahrenen Diskussionen wie gerade derjenigen zum Verständnis über die Sprachgrenzen hinweg nicht mit der Wiederholung von Stereotypen zu begegnen, sondern neue Sichtweisen einzubringen, ist eine bessere Ausbildung vonnöten. Besonders bedauerlich ist in der Schweiz das Fehlen einer Tradition des Wissenschaftsjournalismus, der bspw. auch Ergebnisse aus der Forschung interessant und mediengerecht darstellen könnte. Gerade im Bereich der Sprachkontakte zwischen den Landesteilen ist in den letzten Jahren einiges an Forschungsarbeit geleistet worden, welche von Journalisten sehr dürftig gelesen wird. In Übereinstimmung mit den oben genannten Leitgedanken, soll eine Sensibilisierung der Medienschaffenden über ein themenbezogenes Angebot erreicht werden. So sollen bspw. Weiterbildungsangebote in andere Landesteile führen, die Vermittlung der Themen dort auch in verschiedenen Sprachen erfolgen. Die Teilnehmenden würden über eine Art *Immersion* in Kontakt mit den vielfältigen sprachlichen und kulturellen Realitäten kommen.

Konkret zu den Print-Medien wurde der Vorschlag formuliert, vermehrt Pressespiegel aus den je anderen Landesteilen vorzusehen (ähnlich wie dies zur ausländischen Presse schon besteht). Damit könnten Gesichtspunkte, wie sie sich in einem anderen Landesteil entwickeln, mitverfolgt werden - und nicht erst bei einer Abstimmung mit Erstaunen die unterschiedlichen Positionen lediglich festgestellt werden.

In bezug auf die elektronischen Medien wurde vorgeschlagen, dass bei Fernsehsendungen, v.a. bei Nachrichten, vermehrt die Übersetzung auf Text-Bänder eingesetzt werden sollte.

2. Die Jugendlichen: mehr «fun» durch Austausch

Die Gruppe befand, dass sich vor allem der *Freizeitbereich* für Projekte, die die Mehrsprachigkeit und das Verständnis zwischen den Sprachgrup-

pen fördern, eignet. Es sollen aber nicht etwa Kurse zur «Förderung des eidgenössischen Zusammenlebens» ausgeschrieben werden. Über gemeinsame Aktivitäten und geteilte Interessen soll das Zusammenleben sozusagen als Nebenprodukt erlebbar werden. So bieten sich z.B. nebst Sport, Musik- und Theaterworkshops zum sprachübergreifenden Zusammentreffen auch Sammlerbörsen, Kurse in Informatik und im Multimediabereich, usw. an. Es wurde ein europäisches Projekt erwähnt, bei dem Jugendliche in einem nicht mehr benutzten Haus Räume gestalten konnten.

Dem ersten Leitgedanken gemäss ist mit der Förderung solcher Projekte und Kurzprogrammen gemeint, dass bspw. beim Austausch von Informationen zu Computerprogrammen zwischen einem Genfer und einem Zürcher Jugendlichen - aber auch am eidgenössischen Turnfest! - wohl mehr Zusammenleben praktiziert wird als in noch so mancher Diskussion darüber.

Es geht aber nicht darum, so befand man ferner in der Gruppe, ein Projekt sozusagen wohlmeinend von 'oben herab' in die Wege zu leiten. Vielmehr gilt es, Eigenaktivitäten von Jugendgruppen vermehrt zu unterstützen und vor allem *national* bekannt zu machen. Das gemeinsame Ziel, für welches geworben wird, sollte die Jugendlichen zusammenbringen, doch die Themenvorschläge sollten von den Jugendlichen selbst eingebracht werden.

Im Übergangsbereich zwischen Freizeit und Ausbildung wurde vorgeschlagen, den Jugendurlaub auszubauen und für diese Zeit gezielte Projekte anzubieten, an denen sich Auszubildende aus den verschiedenen Landesteilen beteiligen können. Das Bundesamt für Kultur könnte hier Ansprechpartner sein.

Nicht neu war der Vorschlag, in der Ausbildung einen Aufenthalt im anderen Sprachgebiet zu integrieren; eher neu ist hingegen der Vorschlag, Lehrbetrieben, die dies fördern, mit Steuererleichterungen einen Anreiz zu geben. Wohl müssten dafür Gesetzesgrundlagen geschaffen werden; BIGA, Berufs- und Wirtschaftsverbände sind dazu aufgefordert. Es wurde auch die Wiederbelebung des Gesellenjahres zur Sprache gebracht, welches bei Jugendlichen sich einer steigenden Beliebtheit erfreut.

3. Bildung: Pflichtaufenthalt in einem anderen Sprachgebiet?

Trotz Bekenntnissen zur Freiwilligkeit drang in der Gruppe doch auch manchmal der Wunsch auf, Aufenthalte im anderen Sprachgebiet schlichtweg als Pflicht zu erklären: Vor allem für Personen, die in Lehrberufen tätig sind, sollte ein Aufenthalt zur Ausbildung gehören.

Konkret besteht die Möglichkeit, einen Bildungsurlaub direkt an die Bedingung eines Aufenthaltes im anderen Sprachgebiet zu knüpfen. Es

sollte jedoch nicht ein Aufenthalt sein, der lediglich die Belegung von Sprachkursen vorsieht, sondern mit einem selbstgewählten Weiterbildungsthema zusammenhängt: ein Arboner Lehrer belegt Betriebspsychologiekurse an der Universität Neuenburg, eine Lehrerin aus Bellinzona macht einen Stage in der Basler Chemie im Bereich Farben und Textilien.

Der Wert von Auslandsaufenthalten ist schon lange bekannt: In der Fremde wird man sich seiner eigenen (Un-)Fähigkeiten bewusst, man wächst persönlich an den Problemlösungen, die man alleine suchen muss. In ähnlichem Umfang ist dies auch bei Inlandsaufenthalten erlebbar. Dabei käme wohl, nebst allen Gemeinsamkeiten, die man bei einem Aufenthalt in einem anderen Sprachgebiet doch auch finden wird, ein differenzierteres Bild der Schweiz zustande. Für vom *Burn-out-Syndrom* betroffene Lehrer und Lehrerinnen könnte eine solche (Selbst-)Erfahrung hilfreiche Impulse geben.

Im Bereich der Weiterbildung wurde, immer gemäss den anfangs dargelegten Leitgedanken, das Prinzip der Immersion auch für in Lehrberufen Tätige propagiert: Die Weiterbildung sollte vermehrt national angeboten werden, so dass Personen aus verschiedenen Landesteilen sich zum gewählten Thema zusammenfinden können. Die Landessprachen gelten als Kurssprachen. Über ein schon vorhandenes Fachvokabular - nehmen wir als Beispiel das der Geologie - sind schon Verständnisbrücken möglich. Weitere Strategien müssen gemeinsam erarbeitet werden. So müssten etwa Nachfragemöglichkeiten erprobt werden, Tandem-Partner zur Teilübersetzung vorgesehen werden, etc. Diese Anstrengungen würden jedoch auf einem schon thematisch vorhandenen Interesse fussen: Man will bspw. wissen, wo der genaue Fundort eines Gesteins ist, ob man eine Exkursion dahin organisieren kann, etc. Wenn auch in einer Art und Weise banal, so lassen sich doch über gemeinsame Interessen reelle Kontakte knüpfen.

Ein weiterer Vorschlag, der den Bildungsbereich interessiert, betrifft die Lehrmittelerprobung. Es lassen sich Projekte denken, die national ausgeschrieben werden und Lehrer und Lehrerinnen aus verschiedenen Landesteilen zu einem Unterrichtsthema zusammenführen. Das gemeinsam erarbeitete Material wird in den eigenen Klassen erprobt, Erfahrungen werden wiederum im gesamten Kreis ausgetauscht.

In eine ganz andere Stossrichtung ging der Vorschlag, die Schuleinheiten in der Schweiz grösser zu fassen, da die Kantonalisierung des obligatorischen Bildungsbereiches ein Hindernis für die Durchführung von Projekten ist, die eine grössere Reichweite haben. Von einigen wurde gar die Lancierung einer diesbezüglichen Initiative vorgeschlagen.

Für diesen gesamten Bildungsbereich sind die Kantone und die EDK, aber auch die SISPP/ISSP aufgefordert, Massnahmen in die Wege zu leiten.

Schlussbemerkungen

Der Bericht konnte nicht ganz ohne den Begriff «Sprachgrenze» auskommen. Persönlich möchte ich dazu anführen, dass mir der Begriff immer unangepasster erscheint: Zu gut weiss man aus eigener Erfahrung, dass man diese Sprachgrenze weder sehen kann, noch dass es einfach ist, sie sich konkret vorzustellen. Die Sprachgrenze wird letztendlich eine Abstraktion und nur über Kommunikation fassbar (und dies nicht erst heute): die Ortsschilder führen andere Namen, die Kioskfrau und der Tankwart sprechen anders zu uns, das Zugspersonal wechselt die Ansprache ... Und doch: Die Unterschiede sind da, obwohl es zur Entschärfung der mitunter hitzig geführten Diskussion auch angebracht wäre, differenzierter zu überlegen, worin diese Unterschiede genau bestehen: Die Sprache allein ist es wohl kaum, auch lässt es sich nicht allein am Abstimmungsverhalten festmachen. Stadt-Land-Unterschiede und regionale Unterschiede allgemein (unabhängig vom Sprachgebiet), sowie unterschiedliche historische Traditionen und Spracheinstellungen tragen auch massgeblich zu jenen sogenannten 'Mentalitätsunterschieden' bei, wie sie nur zu gerne unbedacht evoziert werden.

Das sogenannte Thema des «Auseinanderklaffens der Landesteile» betrifft zudem nicht die Landesteile an sich, die tatsächlich verschieden sein können, sondern die Instrumentalisierung dieser Unterschiede zu anderen Zwecken. Diese Politisierung des Themas weist dabei genau in die umgekehrte Richtung, in die das Verständnis weisen sollte: Verständnis gründet auf einer Auffassungsgabe, welche Neuem und Anderem mit kritischer Distanz zuhören kann und dabei Neugier spielen lässt. Beides ist, betrachtet man die offiziellen Verlautbarungen und verfolgt man gängige politische (Medien-) Debatten, dünn gesät. Doch sei auch eine begründete Hoffnung angemeldet, dass diese Fähigkeiten in der restlichen Bevölkerung nicht in derselben Weise proportional untervertreten sind!

Was im Moment auseinanderklafft, sind vielmehr eindeutige Zuschreibungen von Personen und Gruppen zu dieser oder jener Identität; was auseinanderklafft, sind die Verständigung und die Gemeinsamkeiten: Vieles ist in offensichtlicher Weise mehrdeutig geworden, gängige Interpretationen sind nicht lange gültig, ständig müssen Annahmen überprüft werden. Kurzlebigkeit nennen es einige, oder mit anderen Worten: Der Umgang mit pluriellen Identitäten, mit Uneindeutigkeiten, mit schnell wechselnden Zuschreibungen ist zu erlernen. All diese neuen Anforderungen machen vor keiner Sprachgrenze halt.

Was am Begriff Sprachgrenze sowie demjenigen der Sprachgemeinschaft ebenfalls stört, ist, dass beide so klare Verhältnisse vortäuschen: Wo verläuft bspw. die Sprachgrenze zwischen einem Dorf X und einem Dorf Y, wenn 80% der Bevölkerung in ihrem Alltag auch die 'andere' Sprache spricht? Wie verläuft sie nachts oder tagsüber, wenn 80% der Berufstätigen

gen auf der 'anderen' Seite arbeiten? Wo verläuft sie schliesslich, bei einer mehrsprachigen Person? Statt mit solchen viel zu undifferenzierten Einheiten zu operieren, wäre es nötiger denn je, den Blick dafür zu öffnen, dass mehrsprachiges Handeln schon immer wichtig war: Es liegt in der Schweiz jahrhundertaltes Wissen brach, das den Umgang mit mehreren Sprachen betrifft, besonders entlang dieser Sprachgrenze (s. Windisch et al. 1992).

Es wäre demnach vonnöten, den Blick zu öffnen auf die Mehrsprachigkeit in der eigenen Umgebung: Französisch wird nicht nur in der Romandie gesprochen, sondern auch in der Deutschschweiz und vor allem auch in der italienischsprachigen Schweiz, ebenso verhält es sich mit den anderen Landessprachen: Im Kanton Zürich gibt es kein Dorf, wo nicht jemand in der Familie oder am Arbeitsplatz Italienisch spricht; Französisch als Sprache am Arbeitsplatz erhält in der Deutschschweiz mehr Prozentwerte als Englisch, letztere Sprache unterliegt am Arbeitsplatz Schweizerdeutsch, selbst bei Sprechern romanischer Sprachen! Gerade letzteres wird auch mit der Veröffentlichung der Analyse der Sprachdaten der Volkszählung 1990 wohl kaum das seit einigen Jahren mit Erfolg geschaffene Schreckgespenst von Englisch als Kommunikationssprache zwischen Schweizern zum Verschwinden bringen.

Ich erlaube mir, noch auf weitere 'schwarze Löcher' in der zur Zeit laufenden Diskussion hinzudeuten: Auffällig ist bei den Diskussionen um Verständigungsprobleme zwischen den Sprachgemeinschaften, dass in erster Linie an das andere Sprachgebiet gedacht wird: bspw. an die 'Romands' in der Romandie. Ausser acht gelassen wird dabei, dass viele Sprecher einer Landessprache auch ausserhalb des Sprachgebietes leben, oder täglich oder wöchentlich pendeln. Sie sind diejenigen, die diese Erfahrungen, von denen auch hier oft so abstrakt gesprochen wird, tagtäglich aus innerer Anschauung erleben. Ihre meist unbeachteten Erfahrungen könnten hingegen als nützlicher Ausgangspunkt dienen, wie Verständigung konkret und praktisch vor sich geht. Es liegen dazu auch Untersuchungen vor (Lüdi, Py und Mitarbeiter 1994/1995), welche bislang bedauerlicherweise nur geringe Beachtung gefunden haben.

Ein weiterer Punkt betrifft die Beurteilung der 'Stärke', des 'Gewichts' oder des 'Handelswertes' einer Sprache: Es sind alles Metaphern, die im politischen Diskurs verwendet werden. Wenn bspw. davon gesprochen wird, dass eine Sprache soundsoviele Sprecher hat, dann denkt man unmittelbar an solche, die eine bestimmte Sprache als sog. Muttersprache sprechen (gemeint ist damit in etwa, dass es die Sprache ist, zu der man sich gefühlsmässig am meisten hingezogen fühlt, mit der man zuerst aufgewachsen ist, die man am besten spricht). Will man das zahlenmässige Gewicht einer Sprache beurteilen, dann müsste man zumindest auch jene Sprecher einbeziehen, die man als 'Benutzer' dieser Sprache bezeichnen kann (F. Coulmas). Bei bspw. fast gleich vielen Sprechern von Türkisch und Englisch (1990 knapp über 60'000), liegt eindeutig die Stärke der

englischen Sprache darin, dass sie ein Vielfaches an Benutzern verzeichnet, allem voran in der Berufskommunikation des Kaderbereichs. Ähnlich ergeht es im übrigen Italienisch: Auch diese Sprache weist mehr Benutzer als 'Muttersprachige' auf, v.a. in Berufssparten des unteren Segments (auf dem Bau, im Spital und im Gastgewerbe). Und was die französische Sprache betrifft, so wird die Analyse der Sprachdaten der Volkszählung aufzeigen können, dass Französisch eine hohe Anziehungskraft auf Sprecher anderer Sprachen ausübt: In der französischsprachigen Schweiz wechseln mehr Personen (Deutschsprachige, aber auch bspw. Spanischsprachige) zu Französisch und geben gleichzeitig ihre Herkunftssprache auf. Dies widerspiegelt sich auch in der Tatsache, dass von den Landessprachen allein Französisch prozentual in den letzten Jahren einen Zuwachs an Sprechern aufweisen kann.

Bei der Diskussion um Lösungen zum innerschweizerischen Verständigungsproblem wird unserer Meinung nach von zu starren Sprecherprofilen ausgegangen und auch der Mobilität zu wenig Beachtung geschenkt. Es haben sich in den letzten Jahrzehnten vielfältige Szenarien von unterschiedlichem mehrsprachigem Verhalten ergeben (Franceschini 1996), die im politischen Diskurs noch nicht Aufnahme gefunden haben. So ist bspw. das offiziell viersprachige Land vielmehr als mehrsprachiges zu bezeichnen, wobei die mehrsprachigsten Schweizer nebst den Rätoromanen die Eingebürgerten sind! Heute verfügt die Schweiz über genügend Sprecher verschiedenster Sprachen, die sie mit weitentfernten Märkten verbindet. Dass dieses 'Kapital' noch nicht erkannt wird, ist aber wohl eher ein Thema für die weitere Zukunft. Von dieser erhofft man sich, dass Treffen der Art «Punts - Ponti - Pons - Brücken» Tradition werden und Raum bieten für die dringend nötige Reflexion über die Vielfalt der Kommunikation in der Schweiz.

Literaturangaben

- R. Franceschini, De quelques scénarios plurilingues en Suisse, in: Conférence intercantonale des Départements de l'instruction publique de la Suisse romande et du Tessin (CDIP/SR+TI), L'état des langues en Suisse, «Regards» 96.302 (1996), 9-29.
- G. Lüdi / B. Py und Mitarbeiter, Fremdsprachig im eigenen Land. Wenn Binnenwanderer in der Schweiz das Sprachgebiet wechseln und wie sie darüber reden, Helbing und Lichtenhahn, Basel 1994. vers. fr.:
- G. Lüdi / B. Py et collaborateurs, Changement de langage et langage du changement. Aspects linguistiques de la migration interne en Suisse, L'Age d'Homme, Lausanne 1995.
- U. Windisch et collaborateurs, Les relations quotidiennes entre Romands et Suisses allemands. Les cantons bilingues de Fribourg et du Valais, tome I et II, Payot, Lausanne 1992.